

Nr. 12. Bromberg, den 16. Januar 1927.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Der Direktor beeilte sich, dem Wunsche Salmenfelds zu entsprechen, nur machte er diesmal seine Sache trotz besten Willens nicht eben geschickt. Er bat Sender, sich bis zum April zu gedulden, weil in den ersten Wochen der Wintersaison eine ganze Reihe von Gastspielen stattfinde, zuerst komme Dawison, dann die Rettich, La Roche und Fichtner. Nun bedürfe ein Anfänger der steten Anleitung, gerade die ersten Wochen seien oft geradezu entscheidend für die ganze Künstlerlaufbahn, und da werde er sich ihm ja der Gastspiele wegen nicht widmen können.

Dieser Grund leuchtete Sender nicht ganz ein; da er jedoch gewohnt war, jede Weisung Nadlers wie einen Orakelspruch hinzunehmen, so ließ er ihn gelten und machte sich sogar keine Gedanken darüber. „Es ist mir also vorbestimmt", dachte er, „mein Engagement im Frühling anzutreten, allerdings ein Jahr später. Aber Nadler hat sicherlich wohl überlegt, daß die Verzögerung der geringere Schade ist." Hingegen erregte der Name Dawison stürmische Sehnsucht in seinem Herzen. Der berühmteste deutsche Schauspieler seiner Zeit, desselben Stammes wie er, der einst freundliche Teilnahme für sein Schicksal gezeigt, in Lemberg — und er sollte ihn nicht sehen! Dawison hatte im Dezember vorigen Jahres — das wußte er — sein Engagement am Burgtheater gelöst und gastierte nun, es hieß, er wolle nach Amerika gehen — wie, wenn sich die Gelegenheit nie wieder fand! Und als er in dem Wiener Blatte, das ihn Salmenfeld lesen ließ, die Nachricht fand, daß der Künstler außer dem Mephisto und Richard III. auch den Shylock spielen werde, erklärte er der Pflegemutter den Entschluß, nach Lemberg zu gehen. Sie widersprach heftig, noch immer täuschte sie sich ja über seinen Zustand, nun wollte er ernstlich zur Bühne, sie durfte es nicht dulden. Der Widerstand nützte ihr nichts, um so mehr da auch der Arzt keine Einwendung hatte. „Warum sollte ich dem Ärmsten nicht noch diese Freude gönnen?" sagte er zu Salmenfeld. „Nur muß freilich Können mit." Und so geschah's.

In den letzten Septembertagen sollte das Gastspiel stattfinden, schon acht Tage früher brachen die beiden auf, um die vier Tagereisen bequem zurückzulegen. Sender war selig — welcher Genuß harrte seiner! Und das Wetter war warm und sonnig, das Wägelchen bequem, Nadler war verständigt und hatte seine Freude ausgedrückt, ihn wiederzusehen — die Freunde hatten eben für alles gesorgt; im Kofferchen lag sogar ein feiner, schwarzer Anzug, damit er sich dem Künstler würdig vorstellen könne. Wenn ihn Können in diesen ersten Stunden ansah, hätte er kaum glauben mögen, daß es ein Todkranker war, neben dem er saß. Aber bald machten sich die Folgen der Anstrengung fühlbar, der Ärmste rang nach Luft und die rüttelnde Bewegung bereitete ihm große Schmerzen, daß er trotz aller Selbstbeherrschung leise stöhnen mußte. Erschreckt ließ Können schon im nächsten Flecken halten; statt desselben Tages gelangten sie erst am nächsten nach Buczacz, der Stadt seiner Knabenstreiche, die er einst so plötzlich hatte verlassen müssen, und mußten hier einen vollen Tag rasten. In der Folge ging es ähnlich, ja schlimmer. Die beiden ersten Galavorstellungen waren nun versäumt, sie langten erst am Vorabend der letzten Vorstellung in Lemberg an.

Sender war betrübt, aber nicht verzweifelt. „Der Shylock soll ja seine bedeutendste Rolle sein," sagte er, „das Beste entgeht mir also doch nicht." Noch mehr, er gewann seinem Ungemach sogar eine gute Seite ab. „Ich bin doch nicht ganz hergestellt, wie ich geglaubt habe; vielleicht hätte mich das Spielen jetzt noch zu sehr angegriffen; im April, nach einem ruhigen Winter, wird's mir weit besser gehen."

Am nächsten Tage suchten sie Nadler in der Direktionskanzlei auf. Der weichherzige Mann hatte Mühe, seine tiefe Erschütterung über Senders Aussehen zu verbergen. Doch faßte er sich rasch, hieß ihn herzlich willkommen, und gewann es sogar über sich, ihm von Rollen zu sprechen, die er ihm im nächsten Frühling zuteilen wolle. Für den Abend lud er die beiden in seine Loge, am nächsten Nachmittag versprach er, Sender Dawison vorzustellen. Mühsam atmend, aber mit stolzen, leuchtenden Augen kehrte Sender, auf Können's Arm gestützt, ins Hotel zurück.

Am Nachmittag machte der Direktor den beiden einen Gegenbesuch. Sender ruhte, nur Können empfing ihn. Nadler ließ sich von ihm eingehend berichten, auch von jener Probe in Zaleszczyki. Als er ihm Birks Urteil erzählte, rief Nadler schmerzvoll: „Und Birk hatte einen untrüglichen Instinkt, wie jedes große Talent. Ich werde nie aufhören, mir Vorwürfe zu machen, daß ich ihn nicht damals sofort mitgenommen habe!"

Können wollte ihn unterbrechen.

„Ich weiß, was sich zu meiner Entschuldigung vorbringen läßt," sagte er, „aber mich drückt's doch. Es ist ja traurig genug, wenn ein Talent durch eigene Schuld zu Grunde geht wie Birk. Und nun erst dieser Sender! Warum muß er sterben? Sein Verbrechen ist, daß er deutsche Bücher nirgendwo anders fand, als in der ungeheizten Bibliothek des Barnower Klosters."

Schon lange vor Beginn der Vorstellung waren die beiden in der Loge. Klopfenden Herzens musterte Sender das stattliche Haus, das sich eben füllte. Die Stätte seines einstigen Wirkens! Dann dachte er an nichts, als die Freude, die heute seiner harrte. So andachtsvoll mag selten jemand einer Vorstellung gelauscht haben, wie der arme, blasse Mensch, der die Nebensitzenden zuweilen durch sein Husten störte. Als sich der Vorhang zur ersten Shylockszene hob, ergriff er unwillkürlich Könnens Hand, ihn schwindelte, er ertrug die Spannung kaum. Da — ein stürmisches Klatschen, daß das Haus dröhnte — da war Dawison.

Vorgebeugt, schweratmend saß Sender da, die Maske zwar verwunderte ihn nur: er hätte nie gedacht, daß Shylock so alt und häßlich aussehen müsse, aber die Sprechweise, das Spiel ließen ihn sofort erkennen, daß diese Auffassung eine ganz einheitliche sei. Welche Bewegungen, welche Stimme — ihr umflorter, nervöser Klang, in welchem der unterdrückte Haß zitterte, ging ihm durch Mark und Bein. Bei der Rede: „Signor Antonio, viel und oftermals —" und so weiter feuchteten sich seine Augen — „Und ich war auf mein Deklamieren stolz!" dachte er — die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit und die Freude, einen solchen Künstler zu hören, ergriffen ihn gleichermaßen. Ähnliches empfand er bei den folgenden Szenen, aber die tiefste Bewegung überkam ihn während der Eingangsszene des dritten Akts. „Wenn Ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn Ihr uns kitzelt, lachen wir nicht?" Das war kein Schauspieler mehr, sondern ein armer,

unseliger Mensch, der lange seinen und der Brüder Jammer verschlossen in sich getragen, der klaglos geduldet und nun plötzlich Worte fand für sein furchtbares Weh. Über Senders Antlitz rannen die Tränen nieder; als am Schlusse der Szene donnernder Beifall losbrach, saß er regungslos, aber seine Lippen murmelten: „Mein Gott und Herr, ich danke dir!"

Gleich mächtig vermochte nichts mehr auf ihn zu wirken, und in der Gerichtsszene, wo Dawison den Blutdurst durch die grellsten Mittel verbildlichte — er wetzte sogar das Messer an der Sohle — ertappte er sich sogar auf dem Gedanken: „Ist das nötig?" Gleichwohl war er auch hier voll der wärmsten Bewunderung, und als der Vorhang des vierten Akts gefallen war, erhob er sich.

„Kommen Sie", flüsterte er Können zu.

„Sind Sie nicht wohl?" fragte dieser besorgt.

Sender schüttelte den Kopf. „Nein", erwiderte er. „Aber aus diesem Künstler hat mich Gottes Odem angeweht, die anderen sind nur Menschen."

In dieser Nacht schloß Sender kein Auge. Neben dem Jubel, daß ihm solches zu sehen vergönnt gewesen, erfüllte ihn auch kleinmütiges Verzagen an der eigenen Begabung. Aber dann kam ihm der Trost: „An Talent mag er mich hundertfach übertreffen, an Begeisterung nicht. Wenn auch kein großer Künstler aus mir wird, so doch gewiß ein ehrlicher." Und dieser Gedanke beruhigte ihn so, daß er im Morgengrauen endlich den Schlaf fand.

Am Nachmittag holte ihn Nadler zu Dawison ab; er wohnte in einem Hotel dicht neben dem Senders. Der Direktor hatte ihn wohl vorbereitet; der Künstler wußte, daß er einem Todgeweihten die letzte große Freude seines Lebens bereiten konnte, und empfing ihn darum mit größter Herzlichkeit.

„Unsere Schicksale sind einander so ähnlich", sagte er. „Kampf mit der Armut und dem Vorurteil! Freilich habe ich das Polnische in einer Schule erlernen können aber mein Sequestrator, für den ich Akten rein schrieb, wird nicht viel anders gewesen sein, als Ihr Winkelschreiber. Und das Deutsche habe ich auch als Schreiber in der Redaktion der „Gazeta" aus eigener Kraft erlernen müssen. Und es ist doch gegangen! Ich hoffe, das wird Ihnen trostreich sein, lieber Kollege."

Sender vermochte nichts zu erwidern, er sah nur immer in das scharfgeschnittene, bewegliche Antlitz. Er, Sender, der Pojaz, war bei Bogumil Dawison und der nannte ihn seinen Kollegen. Es dünkte ihn wie ein Traum.

Dawison sprach dann von seiner Lemberger Zeit, wie er durch Laubes Fürsprache ans Burgtheater gekommen und schließlich auch durch diesen verdrängt worden. „Aber das kann Sie nicht irre machen", fuhr er dann hastig fort. „Natürlich hat das Künstlerleben auch seine Schattenseiten. Und dennoch: wer dazu berufen und auserwählt ist, sollte mit keinem König tauschen wollen!"

Sender nickte, seine Augen glänzten, Worte fand er nicht, kaum daß er zum Schluß seinen Dank stammeln konnte. Auch von Nadler nahm er zur selben Stunde Abschied.

„Ich weiß" sagte er. „Sie würden mir noch für einige Vorstellungen den Besuch erlauben, aber mir ist's, als hätte ich in die Sonne gesehen; darauf kann man lange nichts anderes unterscheiden. Auch muß ich mich ja nun recht schonen, um im nächsten Frühling zur Stelle zu sein. Kann ich vielleicht — aber Sie dürfen nicht böse sein — erst Ende April kommen, weil dann schon das Wetter verläßlicher ist?"

Nadler nickte nur, sprechen konnte er nicht.

Erst am zweitnächsten Morgen reisten die beiden ab. Können hatte auf dieser Rast nach den Anstrengungen bestanden. Gleichwohl faßte ihn auf der Rückreise oft die Angst, daß sein Pflegling am Wege sterben werde. Aber es ging doch, und noch mehr: ahnungslos, wie er abgereist, kam Sender wieder. „Ich bin schwach" sagte er dem Arzt, „das ist doch nach einer solchen Reise nur natürlich!"

Darum blieb er auch am nächsten Morgen geduldig im Bette. Er war schmerzloser, als seit lange, und griff nach den Büchern, die ihm Salmenfeld geliehen. Und da traf er auf das Zitat: „Jung stirbt, wen die Götter lieben."

Kurz darauf kam Pater Marian zu ihm. Sender erzählte von den Freuden, die ihm die Reise nach Lemberg gebracht, dann sagte er: „Sie haben mich so oft belehrt, tun Sie es auch heute! Diesen Satz hier kann ich nicht verstehen." Er deutete auf die Stelle.

„Er hat einen guten Sinn," sagte der Pater mit zitternder Stimme. Und er sprach von den Enttäuschungen, der Gebrechlichkeit des Alters. „Wer jung stirbt, hat das Höchste doch schon genossen, was das Leben bietet, das Streben nach hohen Zielen."

Sender nickte. „Gewiß! Wenn man mir sagen würde: „Streiche das Streben aus deinem Leben, und du wirst hundert Jahre alt," ich würde antworten: „Dann will ich lieber heute sterben." Mein Leben war ja bisher so schön, so schön! Sogar meine Liebe danke ich meinem Streben. Sie hat mir viel Schmerz gebracht, denken Sie vielleicht. O diese Nacht, wo ich geglaubt habe, daß sie mich liebt, wiegt alles auf. . . . Und meine Kunst — nun beginnt ja erst mein Leben. Gott läßt mich genesen, ich kann heute so leicht atmen, wie seit lange, sehr lange nicht."

Pater Marian ahnte, was das bedeutete, und der Arzt, der eintrat, bestätigte seine Vermutung. Nach einer Stunde waren alle, die ihn liebten, in der Stube versammelt. Sie mühten sich, ihr Schluchzen zurückzuhalten, aber er hörte sie nicht mehr. Das Bewußtsein war geschwunden, er phantasierte.

Aus den leisen Worten, die zuweilen von seinen Lippen fielen, konnten sie entnehmen, daß ihn heitere Bilder umgaukelten.

„O, er ist ein großer Künstler. . . . Ich danke Ihnen, Herr Dawison . . . Danke . . . Danke . . ." Dann spielte er selbst den Shylock „Wenn Ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn Ihr . . ." Er suchte das Haupt aus den Kissen zu heben, seinen Mund umspielte ein seliges Lächeln. Nun verneigte er sich wohl vor dem Publikum. . . .

Nur einmal noch öffnete er die Augen, und diesmal schien es Jütte, die seinem Bette zunächst stand, als glimme ein Strahl des Bewußtseins in ihnen. Aber das Lächeln schwand deshalb nicht von seinen Lippen.

„Mein Leben," hauchte er. „So schön . . . so schön . . ."

Das waren seine letzten Worte.

—: Ende. :—

Der Fälscher.

Von Hans Kafka.

Das Scheckbuch hatte er: Es war einfach in der Rocktasche des Selbstmörders gewesen. Nun galt es, die Unterschrift zu fälschen.

Daß er noch an diesem Abend zum Fälscher werden würde. Er hatte gerade am Nachmittag im Café darüber gesprochen. Ungefähr: „Da der Graphologe aus den Zügen der Schrift die seelische Situation eines Menschen beurteilen kann, muß logischerweise, jedem bestimmten Komplex von Schriftzügen eine bestimmte seelische Situation entsprechen. Was folgt daraus? Daß der umgekehrte Weg ebenso möglich ist. Daß einer, der eine bestimmte Schrift fälschte, das heißt, genau und intensiv nachzuschaffen sich bemühte, unbedingt in den entsprechenden Seelenzustand kommen müßte, in beinahe denselben, in dem der Schreiber des Originals sich beim Schreiben befunden hat." „Kein schlechter Einfall", hatte ein anderer geantwortet, „machen Sie mal etwas für die Zeitung daraus."

Um Mitternacht war er nach Hause gekommen, zwei Wahrnehmungen trafen zusammen, daß er seit Mittag außer einem schwarzen Kaffee nichts zu sich genommen hatte, und daß im letzten Zimmer des reichen Nachbarn noch Licht war. Die letzte Folge dieser beiden Wahrnehmungen war, daß er den reichen Nachbarn im letzten Zimmer auffand, seltsam über seinen Schreibtisch hingeworfen.

Dann stellte sich heraus, daß der reiche Nachbar tot war. Mit Veronal vergiftet. Der, der ihn so auffand, hatte erst um Hilfe schreien wollen: ein Blick auf den Schreibtisch hinderte ihn. Der Schreibtisch war mit blauen Briefen bedeckt, die schön dufteten und eine liebliche Handschrift aufzeigten. So viele, viele Liebesbriefe. Dann lagen Hefte darüber, Tagebücher. Quer über allem aber erschien ein weißer Bogen. Er wies den Firmenkopf einer Bank und viele enggeschriebene riesenhohe Zahlen: der Auszug eines Scheckkontos.

Der Betrachter hatte nicht um Hilfe geschrien, sondern das Scheckkonto geprüft. Ein schwindelnd hoher Saldo kam heraus. Tausendmal genug, um jeden Hunger zu stillen, und auch die ganze Liebe und jegliche sonstige Sehnsucht. Alles hing von ihm ab, vor allem die vielen duftenden wunderbaren Liebesbriefe und alles, was sonst an Geschriebenem auf und in dem Schreibtisch lag, zum Beispiel die sicher fabelhaften und abenteuerlichen Reisetagebücher. Der Finder und Betrachter zog ein Heft heraus, Riviera, das der Verstorbene beschrieben hatte: Himmel, Wind, weiße Felsen, Blüten, Meer und Sterne blinkten daraus. Leider konnte diese fabelhafte und abenteuerliche Lektüre durch aufsteigende Hungerkrämpfe schwer beeinträchtigt werden. Dagegen mußte etwas geschehen —.

Da hatte er schon das Scheckbuch. Es war einfach in der Rocktasche des Toten gewesen. Nun galt es, die Unterschrift zu fälschen.

Woher sollte er das Muster nehmen? Ach, da bemerkte er, daß quer über alledem, über Liebesbriefe, Reisetagebücher und Kontoauszug noch ein Abschiedsbrief hingelegt war. Viel stand nicht drin, einer sei freiwillig aus dem

Leben gegangen, fertig und alles, was er besessen hatte, möge nach dem Gesetz zugeteilt werden, und eine seltsam verkrampfte große Unterschrift. Die war nachzuahmen.

Als der Fälscher sie umdrehte, weil dies, wie er wußte, das beste Mittel war, sie richtig abzuzeichnen, kamen ihm Gedanken, Fragen. Warum war der da freiwillig aus dem Leben gegangen? Aus einem Leben, das ihm alles bot —, unbegreiflich. Und wem hinterließ er alles, nach welchem Gesetz?

Das Geld hinterließ er jenem, der eben daran war, es sich durch eine Fälschung anzueignen. Das war doch wirklich, und was wirklich ist, kann niemals ohne Gesetz geworden sein. Geheimnisvolle, vielleicht ewig unbekannte Gesetze — aber das bestimmte: das Geld wurde nach dem Gesetz zugeteilt. Und das andere? Liebe — tausend süße, brennende Briefe und das andere: Reisen und Abenteuer, und die Entzückungen der Kunst, und alle anderen lauten Sensationen und heimlichen Gefühle. Das schienen wahrhaftig nur variable Größen zu sein — vom Gelde abhängig; das zeigte allein schon die Anordnung auf dem Schreibtisch. Also: den schwindelnd hohen Saldo auf den Scheck geschrieben — und darunter die Unterschrift nachgezeichnet. Oh, er würde leben, Fälscher, Usurpator und doch richtiger gesetzlicher Erbe, wenn nur einmal der Scheck einkassiert war. Das ganze Leben des andern erben, das große, tolle, ungeheuer herrliche Leben. —

Die erste Hälfte der Unterschrift war fertig.

Ungelöst blieb noch die erste Frage: warum war der da freiwillig aus dem Leben gegangen? — Er hatte alles gehabt, das große, tolle, ungeheuer herrliche Leben — was wollte er noch?

Die zweite Hälfte der Unterschrift mußte nachgezogen werden, entsetzlich schienen sich die Schriftzüge aufzubäumen, ein Krampf, ein Aufschrei. Mühevoll arbeitete der Fälscher. Da war die Unterschrift fertig, und zugleich mit ihr der Aufschrei heraus: „Den Tod!" Die große Antwort auf die große Frage: Was wollte er noch? Ganz klar. Noch einmal schrie der Fälscher, gegen seinen Willen unter übermenschlicher Gewalt auf: „Den Tod!"

Ganz klar: der da hatte alles gehabt, das große, tolle, ungeheuer herrliche Leben — was fehlte noch? Eines, das vielleicht noch größer, toller, ungeheurer und herrlicher war. Das hatte er sich endlich gewünscht, und hatte sichs erworben, gar nicht schwer, mit ein wenig Veronal.

Alles hinterließ er dem andern, der sich vermittels einer Urkundenfälschung das Recht dazu verschaffte, alles, das ganze Leben, aber nicht genug damit, auch die große Frage und die große Antwort: den Tod. Auch in den Besitz des Todes setzte sich der andere mit seiner Nachahmung der Unterschrift.

Der Fälscher beugte sich über die fertige Unterschrift: gleich brach er darüber zusammen. Er war nun richtiger, gesetzmäßiger Besitzer alles dessen, was dem andern eigen gewesen: Leben und Tod. Doch wenn er, von vornherein, den Tod schon richtig besaß — was sollte ihm da noch das ganze Leben?

Sollte er hingehen und seinen Hunger stillen, und darüber hinaus zum Vergnügen essen und sich in Seide kleiden, und die schönen Frauen der Welt lieben und mit ihnen allabendlich die große Oper besuchen, oder an die Riviera oder nach China fahren? Sollte er dies und noch tausendmal mehr mitmachen, miterleben, wenn er von vornherein genau wußte, daß hinter all dem die große Frage stand: Was fehlt noch, was nun? und die große Antwort: der Tod, er ist vielleicht noch größer, toller, ungeheurer und herrlicher. Wenn er von vornherein wußte, daß das Leben ein großer Umweg zu diesem Ziele war —. Er stand doch schon am Ziel. Wozu der weite Umweg?

In der Phiole war Veronal für zwei gewesen, es bliebe also gerade für einen übrig. Der Fälscher zögerte keinen Augenblick, es zu nehmen.

Sterbend dachte er: Mein Einfall von heute nachmittag war vollkommen richtig: daß einer, der eine bestimmte Schrift fälschte, das heißt genau und intensiv nachzuschaffen sich bemühte, unbedingt in den entsprechenden Seelenzustand kommen müsse, in beinahe denselben, in dem der Schreiber des Originals sich beim Schreiben befunden hatte. Deshalb habe ich jetzt selber Selbstmord begehen müssen. Man wird da zwei Tote auffinden. Eine Sensation! Ich habe aus dem Einfall etwas ganz Gutes für die Zeitung gemacht.

Der Lehrling.

Skizze von Maria Zierer-Steinmüller-München.

Der kleine Lehrling Franz Mittermaier war den dritten Tag bei seinem Meister, dem Friseur Winkler.

Es roch nach Brillantine, Kölnischem Wasser und Toilettenseifen in dem kleinen Laden. Das Geschäft ging nicht sehr gut. Vielleicht ist der Meister deshalb so mürrisch, dachte Franz, sah auf die Uhr und seufzte, — erst neun Uhr — endlos würden sich wieder die Stunden bis zum Mittag hinziehen.

Franz spielte mit einem Knopf an seinem weißen Kittel, nur um die Hände zu beschäftigen. Der Meister rasierte einen eben angekommenen Kunden, war dabei sehr freundlich und gesprächig, und Franz Mittermaier atmete erleichtert, als er Herrn Winklers gute Laune sah. Seit dem Eintritt hatte der Lehrling nur Verdrießlichkeit zu fühlen und kein gutes Wort zu hören bekommen.

Eifrig, voll guten Willens zu lernen, sah Franz den Hantierungen des Meisters zu. Wenn er nur gewußt hätte, was für ihn an Arbeit vorhanden sei. Er wagte nicht, Herrn Winkler zu stören und zu fragen; das müßige Herumstehen fürchtete er, er kam sich so unnütz vor, so fremd und ungewollt hereingeschoben.

Bald stellte er eine Schale auf der Marmorplatte von einer Seite zur anderen, bald schob er die Flaschen mit dem Haarwasser zurecht. Dann las er die Reklameschilder im Laden bis zum letzten Wort. Als er damit fertig war, fing er von vorne an, um die eingetretene Stille nicht so zu fühlen, wenn das kratzende Geräusch des Rasiermessers einen Augenblick aufhörte.

Als Franz ungefähr zwanzigmal die Stellung der Beine gewechselt hatte, nahm er einen Kamm, tat, als ob er den Staub fortblase und fing einen auf ihn gerichteten bösen Blick des Meisters auf. Erschrocken legte er den Kamm wieder fort, fühlte sich unglücklich, denn er wußte nicht, was er tun sollte, um es recht zu machen.

„Reinige die Schalen," befahl barsch Herr Winkler nach der Richtung, in welcher der Junge stand, und beugte sich freundlich mit wieder beherrschtem Blick zu seinem Kunden.

Froh, eine Beschäftigung zu haben, putzte Franz mit übertriebenem Eifer an der Schale herum. Absichtlich dehnte er die Arbeit hin, um nicht wieder mit leeren Händen stehen zu müssen.

Da glitt die aufgestützte nasse Schale von der Marmorplatte, fiel zu Boden und zerbrach. Wie versteinert stand der Junge und duckte sich unwillkürlich unter der auffahrenden Bewegung Herrn Winklers kauernd zu Boden, um die Scherben aufzulesen.

Im gleichen Augenblick trat eine sehr vornehme Dame in den Laden mit einem dreijährigen Knaben im Samtanzug. Eilfertig stäubte Herr Winkler eine Duftwelle aus der Flasche über das Haar seines Kunden, nahm die Gebühr in Empfang und machte einige zusammenklappende Bewegungen als Verbeugung.

„Dem Kinde die Locken gleichmäßig kürzen, bitte", sagte die Dame und setzte sich, um zu warten, auf den Stuhl am Seitentisch, nahm eine Modezeitung und begann zu blättern.

„Franz," rief Herr Winkler, „wie oft muß ich dir noch sagen, daß du den Frisiermantel bringen sollst."

Der Lehrling, der auch das Auflesen der Scherben hinzögerte, da er sich geborgen unter dem Tisch fühlte, weil er aus dem Gesichtsfeld des Meisters gerückt war, fuhr auf, stieß mit dem Kopf an die Tischkante und brachte das Gewünschte. Dabei sah er mitten im Laden den kleinen Knaben stehen, der mit weinerlichem Gesichtchen auf die lesende Dame blickte.

Herr Winkler faßte das Kind, stellte es auf den Stuhl, wollte ihm geschäftsmäßig eilig den Mantel umhängen, aber es wehrte sich und schrie plötzlich „Mama, Mama!"

Unwillig sah die vornehme Dame auf und sagte verweisend: „Sei ruhig, Kurt — du weißt doch, daß es nicht weh tut." Herr Winkler klappte nervös mit der Schere; weinende Kinder mochte er nicht leiden, doch war er zwangsweise freundlich, beherrschte sich um der Kundschaft willen. Der Kleine schrie heftiger. Da nahm Franz den Umhang, trat dicht zu dem Kinde, das auf dem Stuhle stehend etwas größer als er war, strich ihm einmal über das gerötete Gesicht und sagte leise: „Du mußt keine Angst haben — weine nicht." Dabei knüpfte er den Mantel um den Knaben.

Der Kleine war still, sah erstaunt mit prüfenden Augen auf den Lehrling, schluckte ein paarmal heftig, hielt sich fest an der Stuhllehne und beugte dann willig den Kopf so, wie Franz ihn zwischen den Händen hielt.

Die Dame las, raschelte mit dem Blatte, wenn sie es wandte. Die Schere schnippte, und kleine, dunkle, sich zusammenrollende Haarwellen fielen über dem Mantel zu Boden. Wenn das kalte Eisen den Hals des Kindes berührte, zuckte es ängstlich zusammen, zog in leiser Abwehr die Schultern ein wenig höher und drückte sich an den Lehrling.

Der fühlte die warmen anklammernden Kinderhände um sein Handgelenk und empfand Gemeinsamkeit mit dem Kleinen. Er wußte auf einmal, daß er hier nicht bleiben könne, und wenn ihn die Eltern totschlügen. Er konnte nicht sein in dem engen Raum mit der fortwährenden Angst. Die zerbrochene Schale fiel ihm wieder ein, und er fürchtete,

wenn keine Kunden mehr da wären, würde ihm der Meister wieder irgend etwas an den Kopf werfen oder um die Ohren schlagen. Der gute Wille nützte ja doch nichts, und es würde alle Tage gleich sein oder noch schlimmer werden, weil die Angst ihn unsicher bei den Arbeiten machte.

Es stieg ihm würgend in die Kehle. Der Meister war fertig und bürstete dem Kleinen die Härchen vom Anzug. Das Kind sah mit überwundener Angst im Blick auf das Gesicht des Lehrlings, dem soeben ein paar Tränen über die Wangen liefen, die er rasch mit dem Ärmel fortwischte.

„Wein' nicht", sagte er treuherzig, gar nicht erstaunt und wollte noch etwas hinzufügen, aber Herr Winkler stellte es auf den Boden. Die Dame war aufgestanden, ordnete vor dem Spiegel rasch das Haar unter dem Hutrand, beglich die Forderung des Friseurs, nahm den Kleinen an der Hand und ging mit einem Gruß von oben herab aus dem Laden.

Der Lehrling stand, den Umhang in den Händen drehend, und sah durch die Ladentür dem Kinde nach, das mit kleinen Schrittchen von der Mutter nachgezogen über die Straße ging.

„Ich möchte mitgehen", dachte er. Mit einem Stoß gegen den Arm und heftigen Worten riß ihn der Meister aus seiner Nachdenklichkeit. Da beugte sich der Junge mit wehem Gefühl und kehrte die dunklen Kinderlöckchen auf dem Boden zusammen.

„Wer zuerst kommt . . ."

Humoreske von Fritz Fischer.

Wenn man in seiner Villa, ehe man eine größere Reise antritt, die Fensterläden sorgfältig verschließt, so ist diese Maßregel für die Herren Einbrecher stets von unschätzbarem Werte. Der Baldowerer, der durch die Villenviertel streicht, sieht, daß hier ein Ding zu drehen ist.

Auch Herr Schulze erließ die Anzeige an die Spitzbuben, ehe er nach St. Moritz abreiste. Sorgfältig mußte sein Diener alle Läden schließen, und nur in einem Zimmer im Obergeschoß blieben die Fensterläden offen.

In diesem Zimmer wohnte er selbst, des Hauses redlicher Hüter, der Diener Franz Kulke. Er blieb zu Hause, las Detektivgeschichten, rauchte und dachte nach. Hie und da ging er auch abends aus, aber nicht lange, Herr Schulze hatte ihm das Ausgehen nur bis zehn Uhr gestattet.

Eines Tages läutete es. Franz öffnete und sah sich einem schlichten jungen Manne gegenüber. Pfiffig sah der Fremde aus, fast gerissen, und recht bescheiden trat er auf. Seine Frage, ob Herr Schulze zu Hause sei, verneinte Franz. Der Fremde sagte: „Ich sollte von einem Freunde des Herrn Schulze, dem Herrn Wagler, eine Bestellung ausrichten."

Sinnend sah Franz den Fremden an. „Wenn Sie vielleicht nähertreten wollen?"

Der Fremde folgte der Einladung. Franz führte ihn durch die Zimmer und sagte: „Der Grund, daß ich Sie hereinbat, ist, daß ich mich langweile. Sehen Sie, ich bin hier ganz allein, und nun sitze ich den ganzen Tag so herum!"

„Das muß freilich langweilig sein!" sagte der Fremde.

Franz beobachtete, daß der Fremde auch alles beobachtete.

Sehr offenherzig sprach sich Franz nun aus. „Heute abend will ich aber nun doch einmal fortgehen", sagte er. „Unsereins will doch auch einmal seinen Spaß haben. Mit ein paar Freunden will ich heute einmal durchgehen!"

Der junge Mann konnte das verstehen, Franz zeigte ihm dann noch die „hübschen Zimmer", wie er sie nannte, und der Fremde entfernte sich mit dem Bemerken, er werde Herrn Wagler mitteilen, daß Herr Schulze verreist sei.

Franz verfiel in tiefes Nachdenken. Dann begab er sich in sein Zimmer und holte aus der Tiefe seines Koffers einige Dietriche heraus.

Nun machte er sich daran, im Salon zwei Schränke recht gewandt zu öffnen und ihnen die wertvollsten Gegenstände zu entnehmen. Auch von den herumstehenden Kostbarkeiten hieß er die kleineren mitgehen. Was er so sachkundig ausgesucht hatte, füllte einen großen Karton.

Als es dunkel war, nahm Franz den Karton und den Schirm und verließ das Haus. Seiner Braut, einer Putzmacherin, vertraute er den Schatz an; er habe Dinge darin, die er auf einer Auktion billig gekauft hätte.

Die Holde lächelte spitzbübisch. „Verstecke die Sachen gut," sagte er dann, „es könnte sein, daß etwas Gestohlenes dabei wäre, und dann käme ich in falschen Verdacht, wenn man etwas fände!"

Sie lächelte weiter und sagte: „Ja natürlich, Franz! Ich weiß auf dem Boden ein feines Versteck. Aber nicht unter meinen Sachen, nein, ganz hinten, wo kein Mensch hinkommt!"

Franz lobte diesen vernünftigen Entschluß. Die Dietriche warf er unterwegs über eine Gartenmauer. Bald nach seiner Rückkehr verließ er ohne Hut und in der Hausjacke die Villa und schlenderte zum Portier eines benachbarten Hauses.

„Teufel, bin ich heute müde!" Ausdrucksvolles Gähnen. „Ob das der Regen macht oder weil ich heute einmal alles geputzt habe?"

Franz nickte auf dem Stuhle bald ein. Später empfahl er sich mit einem neuen scheunentorartigen Gähnen.

In der Villa war er äußerst munter. In flottem Anzuge verließ er das Haus und schritt davon. Als er eine dunkle Gestalt sah, die in der dunklen Ecke eines Gartentores lauerte, lächelte er ein wenig. Dann schritt er schnell in Seitenstraßen dahin und kehrte durch das Gartenpförtchen in die Villa zurück. In seiner Stube im Obergeschoß legte er sich dann halbausgekleidet aufs Bett.

Bald hörte der Lauschende unten allerlei Geräusche, das Öffnen der Tür durch einen Dietrich, das Schlürfen von Schritten und weitere „Eröffnungen".

Franz horchte eine Weile, dann erhob er sich, ließ den Revolver in die Rocktasche gleiten und schlich in Filzschuhen die Hintertreppe hinab.

Die Hintertür, deren Angeln er vorher geölt, hatte er offengelassen, und nun schlüpfte er dort hinaus. Durch die dicksten Gebüsche schlich er nach dem Gartenpförtchen, das ebenfalls trefflich geölt war, und eilte zum Portier des Nachbarhauses.

„Es sind Einbrecher bei uns drüben!" keuchte er. „Ich war eingeschlafen."

Der Portier telephonierte sofort zur Polizei und alarmierte die Bewohner des Hauses. Die Männer, mit allerlei Waffen versehen, rückten vorsichtig an.

Natürlich wurde der Einbrecher, der Schmiere stand, dessen inne, ein Pfiff ertönte, und als die Streitmacht anmarschierte, sah man die Diebe in toller Flucht, mit Bündeln bepackt, davonspringen.

Nun langte auch die Polizei an und sah die Hacken der flüchtenden Spitzbuben nur so durch die Luft fliegen.

Franz hatte ein wenig Bangen, doch als er in den Salon trat und die Schränke so prompt erbrochen sah, atmete er auf.

Nun kamen die Zeugenverhöre.

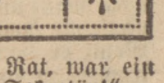
Der Portier des Nachbarhauses erzählte, daß der Diener Franz Kulke sehr müde und später sehr aufgeregt zu ihm gekommen sei, und die übrigen Zeugen bestätigten dies. Alle bemühten sich, Franz zu beruhigen, der sich selbst anklagte, daß er geschlafen habe und daß er dann zum Nachbar geeilt sei, anstatt die Diebe zu verscheuchen. Auch die Polizeibeamten mußten den jungen Mann beruhigen.

Als Herr Schulze nach Hause kam, drückte er seinem treuen Diener sein Bedauern aus. Getreu war er zu Hause geblieben, und daß er Hilfe herbeigeholt, konnte man ihm nicht verdenken.

Ein Jahr später wechselte Franz die Stelle. Zwei Tage, die er dabei herausschlug, benutzte er, um die wertvollen Dinge, die er vor den Einbrechern „gerettet" hatte, in der Großstadt zu verkaufen.

Von jenen, die seine Geschäfte so trefflich besorgt, hat man übrigens nie eine Spur gefunden. Franz aber sagte sich: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!"

Lustige Rundschau



* **Übertroffen.** „Mein Mann, liebe Frau Rat, war ein ‚von'! — „Meiner war ‚von und zu', Frau Sekretär!" — „Das ist noch gar nichts, meine Damen, meiner ist auf und davon!"

* **Die Sicherheit.** „Der Uhrmacher Gongle soll schwerkrank sein, es wird täglich mit seinem Ableben gerechnet." — „Unmöglich. Der Mann hat ja noch in voriger Woche eine Taschenuhr mit dreijähriger Garantie verkauft."

* **Der Hypochonder.** Hypochonder: „Herr Doktor, gestern habe ich einen Vortrag über Nierenleiden gehört und bin fest überzeugt, ich habe dieses Leiden." — Arzt: „Unsinn. Dieses Leiden zeichnet sich dadurch aus, daß der Patient gar keine Schmerzen fühlt." — Hypochonder (erschrocken): „Das stimmt ganz genau."

* **Der Patient.** „Hören Se mal, regt Sie denn Bier auf?" — „Jawoll, wenn ich Se nähmlich geens hawe!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.